

(Nachdruck verboten.)

201

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Es war die Stimme der kleinen Ethel, die in ihrer Ecke saß und ganz ruhig die großen Vogen des braunen Papiers zerriß. Alle mußten über ihre komische Bemerkung lachen, aber mitten im Lachen besiel Esther wieder der Gedanke an ihr Unglück. Mrs. Saunders sah es ihr an, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, und um der unpässend heiteren Stimmung schnell ein Ende zu machen, nahm sie Juliens Hund und sagte ihr, sie müsse ihn noch einmal machen.

Sie selbst war dem Mädchen dabei behilflich.

„So,“ sagte sie, „nun ist's ein Hund, nun hat er zwei gleiche Schultern. Er sieht jetzt fast aus, als könnte er laufen.“

„Ach, wie dumm!“ schrie Julie. „Ich werde mein letztes Dutzend heute abend nicht mehr fertig machen können. Ich habe keine Knöpfe mehr für die Augen, und die schwarzen Stednadeln, die Jenny für ihre kleinen nimmt, kann ich für diese großen nicht gebrauchen.“

„Kannst Du denn nicht im Laden welche bekommen? Ich habe so sicher auf das Geld gerechnet, das ihr für die Hunde am Sonnabend bekommen solltet.“

„Nein, im Laden geben sie uns keine Knöpfe. Das ist Hausarbeit, sagen sie, und selbst wenn sie welche dort hätten, würden sie uns nicht erlauben, sie dort zu befestigen. Alles ist bei ihnen immer „Hausarbeit“. Eine greuliche Gesellschaft!“

„Aber hast Du nicht sechs Pence, Mutter? Dann laufe ich schnell und hole welche.“

„Nein, ich habe kein Geld mehr!“

„Aber ich,“ sagte Esther, „will Euch gerne sechs Pence geben, um Eure Knöpfe zu kaufen.“

„Ja, gut; gib Du uns die sechs Pence. Du sollst sie morgen zurückkriegen, wenn Du noch hier bist. Wie lange bleibst Du denn hier? Aber selbst wenn Du hier wieder fort bist, können wir es Dir ja nachschicken.“

„Ich werde wohl einige Zeit hier bleiben.“

„Was? Hast Du Deine Stellung verloren?“

„Nein, nein,“ sagte Mrs. Saunders. „Esther ist nur nicht ganz wohl, sie ist hergekommen, um sich zu erholen. Nun nimm mir Deine sechs Pence und laufe.“

„Kann ich auch gehen?“ fragte Jenny. „Seit acht Tagen schon sitze ich fest da an der Arbeit, und ich habe nur noch ein paar Hunde zu machen.“

„Ja, Du kannst mit Deiner Schwester gehen; nur fort, schnell, laß mich zufrieden. Ich muß das Abendbrot für Euren Vater kochen.“

Als Jenny und Julie aus dem Bege waren, konnten Esther und Mrs. Saunders endlich wieder miteinander reden. Die andern Kinder waren noch zu klein, um ihre Worte zu verstehen.

„Zu Zeiten,“ sagte Mrs. Saunders, „ist er ja ganz gut, aber zu andern Zeiten ist er ganz schrecklich. Es ist so schwer zu wissen, was für eine Laune er mit nach Hause bringt. Manchmal ist es ganz überraschend, wie leicht er alles annimmt, und dann wieder kommen Tage — na, Du weißt ja, wie mit dem Stückchen Beefsteak, wovon ich Dir vorhin erzählte. Wenn Du ihn in der Laune antriffst, dann ist es schon möglich, daß er Dich bei der Schulter packt und rauswirft; wenn er aber guter Laune ist, so ist es möglich, daß er sagt: „Na, mein Mädel, bleib man hier zu Hause.“

„Er kann mir ja nichts Schlimmeres thun, als mich rauswerfen, aber besser ist's freilich schon, wenn Du vorher mit ihm sprichst, Mutter.“

„Ja freilich, sprechen werde ich schon mit ihm; aber wie's abläuft, das weiß Gott; wenn ich nur ein gutes Abendbrot hätte! So was verbessert gleich seine Laune; aber nun hab' ich zum Unglück nichts hier als ein bißchen Speck; das ist dumm! . . . Wenn ich ein Beefsteak oder so was hätte, dann solltest Du mal sehen! . . . Wie er's bloß sieht, bekommt er schon helle Augen und wird vergnügt.“

„Ach, Mutter, wenn Du glaubst, daß das solchen Unterchied macht, will ich schnell zum Fleischer herumlaufen und —“

„Na ja, laufe; hol ein halbes Pfund; wenn es schön gebraten ist, und er's erst im Magen hat, dann ist er gleich ein ganz anderer Mann. Es thut mir nur leid, daß Du Dein Geld hier ausgiebst; Du wirst es schon noch selber nötig genug brauchen.“

„Das ist nun mal nicht zu ändern, Mutter; ich werde nicht mehr als eine Minute fortbleiben, und ich werde auch einen Liter Porter mitbringen.“

Als sie zurückkam, begegnete sie Jenny und Julie, und als sie ihnen erzählte, was sie eingekauft habe, sagten diese: „Nun wird es wohl ein vergnügter Abend werden.“

„Wenn er mit dem Essen fertig ist, wird er ausgehen, um irgendwo mit seinen Freunden eine Pfeife zu rauchen, dann haben wir das Haus für uns, und Du kannst uns alles über Deine Stelle erzählen. War es da nicht schön? Gatten die nicht Diener und Haushofmeister? Sind wohl sehr vornehme Leute? . . . Und wie sah denn der Diener aus? War er nicht sehr schön? Ich habe gehört, daß die Diener alle schön sind?“

„Und dann mußt Du uns auch Deine Kleider zeigen, ja?“ sagte Julie. „Wie viele hast Du denn? Und sind sie alle so schön, wie das, was Du anhast? Da mußt Du Dir aber hübsch Geld verdient haben, daß Du Dir solch hübsche Kleider kaufen konntest!“

„Das Kleid hat mir Miß Mary geschenkt.“

„Wirklich? Die muß aber gut sein! Ich möchte auch gern in Stellung gehen. Ich habe die ewige Arbeit mit den Hunden satt. Wir müssen von früh bis spät arbeiten, und dann geht schließlich alles Geld ins Wirtshaus. Vater trinkt jetzt mehr als je.“

Esthers Einkäufe fanden Mrs. Saunders' Beifall. Sie hatte ein schönes Beefsteak gebracht; schnell wurde das Feuer angeschürt, und wenige Minuten später begann sie das Fleisch auf dem Roß langsam zu braten. Das Tictack der alten Uhr tönte durch die Küche. Jenny und Julie beeilten sich bei ihrer Arbeit, stopften das Papier mit raschen Fingern in die Formen und riefen dabei von Zeit zu Zeit den kleinen Kindern zu, welche Größe des Papiers sie brauchten. Esther und Mrs. Saunders warteten mit klopfendem Herzen auf den schweren Tritt des Vaters. Endlich hörte man ihn im Hausflur. Mrs. Saunders wandte das Fleisch auf dem Roß um, damit der saftige Geruch ihn schon von weitem begrüßte und ihn in gute Laune versetzte.

„Da bist Du ja, Jim. Kommst heute ja ein bißchen früher als sonst; Dein Abendbrot ist noch nicht ganz fertig.“

„Ist es früher? So? Ha, da ist ja Esther! Zum Besuch gekommen? Wie? Was kochst Du mir denn da, Frau? Nicht ja verteuft gut.“

„Ein kleines Beefsteakchen, Jim. Scheint wunderschön zu sein. Ich hoffe, es wird Dir schmecken.“

„Wird schon schmecken. Gib mir her; ich hatte schon Furcht, Du würdest wieder mal nichts haben, wie ein Stück Speck; und ich bin ganz ausgehungert.“

Jim Saunders war ein starker, untermesselter Mann von vierzig Jahren, mit dunklem Haar und Bart. Er hatte sich augenscheinlich seit einigen Tagen nicht rasiert, denn sein Gesicht war von Bartstoppeln blauschwarz. Sein schwarzer Schnurrbart war kurz und stachelig; um seinen kurzen, dicken Stirnhaaren trug er ein zerfetztes Halstuch. Seine braune Jacke war mit Staub bedeckt und abgeschabt und seine Hosen unten herum ausgefranst. Er schleuderte seinen Korb in eine Ecke und streckte sich selbst in voller Länge auf der an der Wand stehenden Bank aus; dort blieb er liegen, ohne ein Wort zu sprechen, und zog mit den Rüstern den Duft des Fleisches ein. Plötzlich schien ihm der Biergeruch aus dem Krug in die Nase zu kommen. Er streckte seine rauhe Hand danach aus, nahm ihn auf und blickte hinein.

„Nanu,“ rief er, „was ist denn heute los? Ein Liter Porter! Ihr wollt mir wohl heute etwas extra Gutes antun, was?“

„Nein, Jim, nein; bloß weil Esther gekommen ist, wollten wir Dir mal was Besseres geben; es geht ihr ganz gut, sie kann sich's leisten.“

Jim sah Esther erstaunt an, und da er fühlte, daß er etwas sagen mußte, und nicht recht wußte, was, rief er:

„Na, dann auf Dein Wohl, Mädel.“ Er nahm einen tüchtigen Zug aus dem Krug, wischte sich den Mund und sagte: „Wo hast Du es denn geholt?“

„In Durhamsstreet — im „Engel.““

„Konnte ich mir denken! Hier in der „Rose“ und „Krone“ haben sie so was nicht. Na, ich dank' Dir auch schön. So, nun wird mir aber mein Beefsteak schmecken, und da sehe ich ja auch ein paar Kartoffeln in der Asche liegen. Na, Alte, ist es bald fertig? Du weißt doch, ich mag's nicht so sehr durchgebraten haben.“

„Noch nicht ganz fertig, Jim, aber gleich, noch ein paar Augenblicke.“

Jim begnügte sich noch einmal damit, den Duft des Fleisches mit der Nase einzuziehen; dann sagte er zu Esther: „Na, die scheinen Dich ja da unten ganz gut zu behandeln.“

„Donnerwetter, wie Du fein aussiehst, wie 'ne Dame! In Stellung gehen ist immer das beste für Mädels, das habe ich immer gesagt! He, Jenny, möchtest Du nicht auch in Stellung gehen, wie Deine Schwester? Das scheint mehr abzuwerfen als die Spielhunde, für dreieinhalb Schilling das Gros.“

„Ich sollt' meinen; ich möchte schon gern gehen; sowie die Maggie gelernt hat, die Hunde zu machen, werde ich es versuchen.“

„Das junge Fräulein vom Hause hat ihr das Kleid geschenkt,“ sagte Julie. „Dann muß sie aber doch verstanden haben, sich beliebt zu machen!“

Jetzt nahm Mrs. Saunders das Beefsteak vom Roßt und legte es auf einen gewärmten Teller, dessen Rand sie mit ihrem Schürzenzipfel fakte und ihn so zu ihrem Mann hinübertrug.

„Nimm die Hände in acht, Jim,“ sagte sie. „Es ist furchtbar heiß, Jim.“

Jim verankert jetzt in Schweigen, während er aß, und die Kinder sahen ihm zu und bedauerten, daß sie nie solch gute Dinge zu essen bekamen. Er sprach erst wieder, als er das Beefsteak zur Hälfte verzehrt hatte, dann nahm er einen tüchtigen Schluck aus dem Bierkrug und sagte:

„So famos wie heute hat's mir schon lange nicht geschmeckt! Ich war müde wie ein Hund; wenn man aber so ein ordentliches Stück Fleisch in den Bauch kriegt nach 'ner harten Tagesarbeit, das bringt einen dann gleich wieder auf die Beine.“

Nun musterte er Esther noch einmal mit den Blicken, machte ihr ein Kompliment über ihr gutes Aussehen und begann sie auszufragen über das Haus und die Familie, bei der sie diente; aber Esther war nicht in der Laune, um sich mit ihm zu unterhalten. Sie beantwortete seine Fragen kurz und knapp. Ihre Zurückhaltung diente jedoch nur dazu, seine Neugierde zu vergrößern; und diese erreichte ihren Gipfelpunkt, als Esther zufällig die Rennpferde erwähnte. Nun sollte sie ihm davon erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Drama aus der Geschichte der Kalmücken.

Zu derselben Zeit, in der der gewaltige Staatensturz im Osten Asiens bedenklich ins Wanken gerät, bereitet sich im Süden des russischen Reiches selbst eine Bewegung vor, die das größte Interesse des Ethnographen wie des Politikers wachruft. Wie nämlich die russische Zeitung „Caspi“ meldet, hat schon die seit längerer Zeit bemerkbare Tendenz der Krimtataren zur Auswanderung eine Form und Ausdehnung angenommen, die die Denkartweise eines im Aussterben begriffenen Volkstammes und die wirtschaftlichen Verhältnisse treffend illustrieren. Dieser Auszug der Krimtataren ist jedoch nur ein Kinderpiel gegen jenes ergreifende Drama, das sich im 18. Jahrhundert an der Wolga und weiter bis in Asien hinein abspielte. Auch damals waren es Tataren, die Kalmücken der Wolga, die aus dem gleichen Grunde, wie heute ihre Stammesverwandten, der Knechtschaft Rußlands sich zu entziehen und auf asiatischem Boden eine neue Heimat zu gründen suchten. Diese in ihrer Art vielleicht einzige und nur wenig bekannte Völkerverwanderung, die sehr anschaulich von Teschner im ersten Teil seiner „Historischen Streifzüge“ geschildert ist, dürfte daher gerade jetzt eine kurze Besprechung verdienen.

Die tatarischen Kalmücken hatten der russischen Macht sich unterwerfen und zur Leistung von Kriegsdiensten verpflichtet müssen, sie behielten aber stets ihre eignen Khans und unter der Aufsicht eines russischen Großpristaw oder Generalkommissars ihre eigne Gerichtsbarkeit. Als nun unter der gewalthätigen Kaiserin Katharina und deren thronischem Großpristaw Michinskoi die Verdrückung immer grausamer wurde, beschloß der Khan Ubascha und

sein Vetter Zebek, die kalmückische Nation zu befreien. Nach langwierigen Verhandlungen kam man überein, eine Auswanderung zu veranstalten, als die einzige Rettung aus russischer Knechtschaft. Der 5. Januar 1771 wurde als Tag des Auszugs festgesetzt. Aber trotz der Heimlichkeit und Schnelle, mit der die Auswanderung eines ganzen Volkes betrieben ward, schöpfte der Großpristaw Michinskoi Verdacht. Er ließ den Khan Ubascha kommen und sagte ihm barsch: „Ich weiß, was um mich vorgeht. Ihr Kalmücken wollt eure Kaiserin verraten und ausziehen, aber ich weiß auch, daß ihr alle würdet zerschmettert werden, und daß Du die Tollheit nicht wagen wirst, denn Du bist ein Vär an der Kette!“

Ubascha steckte diese Beschimpfung ruhig ein und verzog keine Miene. Desto energischer trieb er zur Eile. Der Gouverneur von Astrachan, Betatoff, ein gewiegter Kopf als Michinskoi, bemerkte in seiner Umgebung die Zurüstungen der Kalmücken, und sandte täglich warnende Boten an den Großpristaw; aber Michinskoi war Betatoffs Feind und beachtete seine Boten gar nicht.

Am dem festgesetzten Tage entsaltete sich plötzlich an dem linken Ufer der Wolga ein großartiges Schauspiel. Weiber, Greise und Kinder, nahezu 300 000 Personen, bestiegen mit ihrem Gepäc Wagen und Kamele. An einem bestimmten Punkte des Wolga-Ufers war der Sammelplatz. Alle halbe Stunde langten große Züge von je 10 000 Köpfen mit ihren Herden und beweglichen Gütern an. In großen Massen von je 20 000 zogen sie fort, dem Ural zu.

Drei Tage lang dauerte allein der Abzug, den Ubascha selbst mit 80 000 Reitern deckte. Zebek und die Vornehmsten der Nation führten den Zug an. Am dritten Tage langten die letzten, am entferntesten wohnenden Stämme am Sammelplatz an. Aber die ganze kalmückische Bevölkerung des westlichen Ufers, wohl über 200 000 Köpfe, mußte zurückbleiben, teils, weil das Eis der Wolga nicht fest genug war, um eine so ungeheure Last, Menschen, Tiere und Wagen tragen zu können, teils aus Furcht vor den Russen.

Ubascha trauerte um die Verlorenen, aber er konnte nichts für ihre Rettung thun. Jetzt, nachdem die Steppe menschen- und herdenleer war, gab der Khan das Zeichen, alle Wohnungen in Brand zu stecken; er selbst zündete mit eigener Hand seine Residenz an, 80 000 Reiter flogen von Lager zu Lager, von Zelt zu Zelt, die Brandfackel in der Hand, und in einer Zeit von zwei Stunden rötete sich der Himmel vom Widerschein eines ungeheuren Flammenmeeres und mächtige Rauchwolken breiteten sich über die unabsehbare Ebene aus. Als auch die letzte Hütte in Flammen stand, gab Ubascha seinen Reitern Befehl zum Abmarsch. An seiner Seite befand sich ein gefangener russischer Edelmann, Wefeloff, der als Geißel mitgeführt wurde; er war der einzige, dessen man hatte habhaft werden können.

Zu spät erkannte der Großpristaw, daß Betatoff Recht gehabt hatte. Während er sich in das feste Astrachan flüchtete, eilte Betatoff nach Petersburg, um den Abzug der Kalmücken anzuzeigen.

Katharina wütete. Sie befahl die schnellste und energichste Verfolgung. Infanterie, Artillerie, Kosaken, Wajtsken und Kirgisen wurden aufgeboden, um den Strom des wandernden Volkes zu hemmen. Betatoff aber erhielt Befehl, seinen Feind, den saumseligen Pristaw, in den schlechtesten Kexer zu werfen.

Mittlerweile bewegte sich das Kalmückenvolk langsam vorwärts. Scheinbar endlos war der Zug, den 120 000 eskortierende Reiter mühsam in leidlicher Ordnung hielten. Das Schauspiel, welches der Gefangene Wefeloff später in seinen Memoiren schilderte, war über alle Begriffe ergreifend und spannend. Man denke sich das Raffeln von 90 000 Wagen, das Gestamp von 800 000 Rossen, das Wölen des Viehes, das Geschrei der Kinder, das Kreischen der Weiber, die unaufhörlich ordnenden und treibenden Flüsse der Männer. . . . Ueber dem riesigen Zuge bewegte sich eine endlos nachziehende Staubwolke, welche die Luft verdichtete und die Sonne verdunkelte, und doch war es Winter und der Boden hart gefroren.

So lange die Kräfte noch frisch waren, ging es ohne große Gefahren vorwärts. Bald aber kamen schredliche Drangsale. Am Ufer des Ural, nach siebentägigem Marsche, fielen die Kosaken die Davonziehenden an und vertilgten einen ganzen Stamm, der am hintersten Ende zog, aus Blutrache und aus Groll, daß der fürchterliche Zug ihr Gebiet verheerte. Dann fiel dichter Schnee, verbarg die Marschrichtung und machte den Weg beschwerlich. Zehn Tage lang mußte das wandernde Volk rasten. Krankheiten rissen ein unter Menschen und Vieh. Kaum drei Wochen waren vergangen, und schon lagen über 60 000 Kalmücken tot an der Heerstraße. Außerdem waren 120 000 Stück Vieh gefallen. Um die übrigen Tiere zu retten, wurden sie sämtlich geschlachtet und eingesalzen. Nur die Kamele und Rosse blieben am Leben, weil man sie zum Transport gebrauchte.

Zwischen dem Ural und dem Torgai mußte die Gebirgskette des Maschadschar überschritten werden. Diese hatte in dem weiten lapfischen Tiefboden nur ein einziges enges Defilé. kamen hier die verfolgenden Russen den Kalmücken mit Artillerie oder nur regulärer Infanterie zuvor, so war das ganze Volk verloren. Darum trieben die Führer zur größten Eile. Alles, was matt war und nicht recht fortgebracht werden konnte, wurde zurückgelassen. Der Weg war in Breite einer halben Viertelstunde mit Leichen, zerbrochenen Wagen und weggeworfenen Geräten bedekt.

Das Defilé war erreicht. Hier stellten sich Kosakenjäger den Wandernden entgegen. Ubascha und Zebek griffen mit ihren beiden Kanonen, mit Infanterie und Kavallerie die Todfeinde an. Die Kosaken wurden umzingelt, gegen 30 000 Mann wurden niedergemetzelt. Erst nach dieser gräßlichen Schlächtereie konnte das Kalmückenvolk das Gebirge passieren. Kaum hatte man aber die Berge hinter sich, da brachten die reognoscierenden Reiter die Kunde

vom Herannahen des Generals Trautenberg mit einem regulären Corps, welches an 180 000 Kaschiren und Kirgisen, von Nache wegen Verwüfung ihres Gebietes erfüllt, freiwillig verstärkt hatten.

Trautenberg kam von Orsk am Ural, quer durch die Kirgisensieppe, über Orenburg heran; er konnte weit schneller vorwärts kommen, als ein mit all seiner Habe langsam dahinziehendes Volk.

Abermals sollte der Zug eine größere Schnelligkeit annehmen, und wieder wurde alles ausgemergelt, was dieser Schnelligkeit hinderlich werden konnte. Greise, Frauen, Kinder, Kranke und müde Tiere wurden zurückgelassen. Fürchterlich waren die Augenblicke des Abschiedes. Mit herzzerreißendem Geschrei sanken die Nerven, die man ihrem Schicksal überließ, am Wege zusammen. Der Zug ging weiter durch Eis und Schnee. Vier Monate waren nach dem Auszuge bereits vergangen, die Vorräte ziemlich ausgezehrt. Man hatte als Brennmaterial nur den Dünger von den Tieren. Die Kälte wirkte so entsetzlich, daß nach jedem Nachtlager Hunderte erstarrt oder erfroren auf ihren Lagerstätten gefunden wurden. Schon 200 000 Menschen waren unterwegs gestorben. Ubascha geriet in Verzweiflung beim Anblick des Elends und in der Aussicht auf das Nahen des unbarmherzigen Feindes. Er ließ alle noch übrigen Männer seines Volkes zusammenreten und bekannte, daß die Lage entsetzlich sei. Am Rande des Abgrundes fühle er sich verpflichtet, zur Umkehr zu raten; er selbst wolle sich als einzigen Veranlasser des Auszuges und Verführer angeben und den Russen ausliefern, um dem Kalmückenvolke Verzeihung zu erwirken. Als die gedrückten, durch lange Strapazen entnervten Männer ihn so reden hörten, sagte sie Jagen, und sie riefen seinem Vorschlage Beifall zu. Da aber trat der entschlossener, kältere Bebed auf.

„Wie?“ rief er. „Wir sollten siebenhundert Stunden vergeblich zurückgelegt haben? Wir sollten diesen entsetzlichen Weg, der mit den Leiden unsrer Brüder besät ist, noch einmal machen, um einer zweifelhaften Verzeihung willen? Was finden wir daheim, wenn wir wirklich wieder die Wolga erreichen? Trümmer und Elend! Unsere Hütten sind verbrannt, unsre Kleider zerrissen, unsre Herden vernichtet. Und glaubt Ihr denn, die Russen würden Euch jemals wieder trauen? Sie werden Euch ärger tyrannisieren als je. Darum verwärts! Vorwärts! Im Osten geht die Sonne auf und vom Osten kommt uns die Freiheit!“

Die Versammelten wurden unschlüssig. Da erschienen zwei russische Offiziere von der Armee Trautenberg's als Parlamentäre und forderten im Namen der Regierung unbedingte Unterwerfung. Dies gab den Ausschlag. Die Männer wußten nun, was sie von der Kaiserin zu erwarten hatten, und folgten dem Vorwärtsruf Bebed's.

Trautenberg's Sendung war ein Schachzug; seine Soldaten waren durch forcierte Märsche so erschöpft, daß er ihnen eine ganze Woche Rast gönnen mußte. Dadurch erhielten die unglücklichen einen Vorsprung. Nur die rachedürstenden Kaschiren und Kirgisen eilten auf ihren kleinen Rossen den Flüchtigen nach und töteten viele der Wehrlosen. Selbst die am Wege liegenden Verjämachtenden, Verwundeten und Sterbenden wurden unerbittlich erstochen und in Stücke gehauen.

Der rauhe Winter war im Juli einem brennenden Sommer gewichen. Alle Flüsse, Quellen und Lachen trockneten aus. Tagelang hatten die Wanderer keinen Tropfen Wasser. Hungernd und dürstend, ausgemergelt, gleich wandelnden Leichen, mußten sie sich noch gegen die blutgierigen Wüstenreiter verteidigen, die, gleich aufgeregten Wienstchwärmen, sich ruhelos um sie bewegten.

Endlich im September, nach einem Marsche von fast neun Monaten, in welcher Zeit eine Entfernung zurückgelegt worden war, die der von Petersburg nach Cadix gleichkommt, erreichte der Ueberrest der Kalmücken die chinesische Grenze. Viele Tage lang hatten sie keinen gefunden Trunk gehabt, da zeigte sich am Ende einer ungeheuren Ebene ein kleiner See. Gierig stürzten die Kalmücken an sein Ufer, ließen bis an den Leib ins Wasser und tranken sich satt, und während sie tranken, fielen noch einmal die Speerträger und Bogenschützen über sie her und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Hunderte ließen sich während des Trinkens hinmorden ... der Durst war mächtiger, als die Liebe zum Leben.

Vielleicht würden an dieser Stelle nur wenige entkommen sein, wenn nicht zufällig der Kaiser von China, der stets ein auserlesenes Corps Kavallerie und einige Artillerie auf seinen Reisen mit sich führte, in dieser Gegend zur Jagd gewesen wäre. Seine Leibtruppen retteten die Bedrängten. Sie wurden mit großer Herzlichkeit aufgenommen und erhielten am Fluß Li neue Wohnsitze. Von 600 000 Ausgezogenen lebten nur noch 150 000.

Der Gefangene Weseloff hatte mit Hilfe Ubascha's, nahe an der chinesischen Grenze, Gelegenheit gehabt, mit drei Kalmücken, die nach der Wolga zurückkehren wollten, auf flinken Rossen zu entkommen. Die Flüchtenden konnten den Rückweg nicht versehen, denn er war besät mit Leichen. Weseloff hatte eine alte Mutter zurückgelassen, die ihn längst für tot hielt. Als der Gerettete plötzlich lebend in ihr Gemach trat und mit einem Jubelschrei auf sie zu stürzte, tötete sie der freudige Schreck. —

S. Wiese.

Kleines feuilleton.

k. Hochzeiten in Japan. Eine japanische Hochzeit ist im wesentlichen eine geschäftliche Angelegenheit; ihre Feier zeichnet sich durch Abwesenheit jedes Gefühls aus. Auch einen religiösen Charakter hat

die Ceremonie nicht, sie wird vielmehr von allen Theilnehmern mehr als ein Civilkontrakt angesehen, und die Anwesenheit eines Priesters erscheint selbst den frommsten Verehrern Buddhas als gänzlich unnötig. Alle Vorbereitungen zu einer Hochzeit werden von den Angehörigen beider Parteien unternommen, das Paar selbst wird dabei nicht gefragt. Den Hergang bei der Werbung und Hochzeit eines Japaners schildert eine englische Wochenschrift in folgender Weise. Ist die Wahl getroffen, so befestigt er einen Zweig Stiefel am Hause der Eltern der Erwählten und wartet die Entwicklung ab. Wird der Zweig vernachlässigt und läßt man ihn unbemerkt verwelken, so weiß er, daß seine Werbung nicht begünstigt wird; erscheint das Mädchen aber am nächsten Tage mit geschwärtzten Zähnen, so weiß er, daß seine Liebe angenommen wird. Das junge Mädchen ist gewöhnlich sechzehn Jahre alt. Die der Hochzeit vorangehende Verlobungszeit ist nur von kurzer Dauer. Statt des ganz unbekanntem Verlobungsringes schenkt der junge Mann seiner Verlobten eine reiche Schärpe aus farbiger Seide. Geschenke werden so verschwenderisch gegeben, daß, wenn die Zeit kommt, das Wirtshaus zu beginnen, das junge Paar seine Hilfsquellen fast erschöpft findet. Die Braut erhält keine Mitgift, aber eine Aussteuer und die nötigen Haushaltsmöbel. Statt Juwelen, die von den Japanerinnen nicht getragen werden, bekommt sie gestickte Seidenzeuge. Am dem wichtigen Tage verbirgt die Braut ihr Gesicht fast völlig unter einer dicken Schicht Schminke und begiebt sich mit dem Bräutigam und allen Verwandten in das Bureau des „köchö“ oder Bürgermeisters der Stadt. Die wirkliche Feier beginnt abends. Das Hochzeitsfest ist mehr eine Dinergesellschaft; charakteristisch dafür ist das Wechseln der Kleider und das Trinken großer Mengen „sako“ (Reiswein). Wenn es dämmt, wird die Braut in einem Palatin in das Haus ihres Schwiegervaters gebracht; eine kleine Prozession mit bunten Papierlaternen begleitet sie. Die Verwandten setzen sich an das Ende des Hauptgemaches, die Freunde des Bräutigams sitzen gegenüber. Die ganz in Weiß gekleidete Braut wird von zwei reich gekleideten jungen Mädchen ins Zimmer geführt. Der Bräutigam, der schon in der Mitte des Zimmers sitzt, giebt kein Zeichen des Erkennens, sondern hält die Augen auf den Boden gefest, während die Braut sich ihm gegenübersetzt. Dann wird ein Tisch vorgezogen und ein Kessel mit zwei Tüllen darauf gestellt, der mit heißem „sako“ gefüllt ist. Ein mit Etwaren beladener Tisch wird auch vor jede andre Person gestellt, und das Fest beginnt. Die beiden Mädchen, die die Braut in das Zimmer führten, reichen den Gästen Tassen mit „sako“, die bis auf die Reige geleert werden müssen. Dann ziehen sich Braut und Bräutigam auf kurze Zeit zurück, um sich umzuwaschen. Nach ihrer Rückkehr füllen die Brautjungfern drei Tassen mit „sako“ und reichen sie der Braut und ihren Schwiegereltern. Drei Tassen werden von dem Schwiegervater getrunken, der darauf das Gefäß der Braut reicht. Dann trinkt sie drei Tassen und erhält ein Geschenk von ihm. Jetzt wird ein anderer Gang, gewöhnlich Reis oder Fisch, gebracht, und die Braut macht dieselbe Trinkeremonie mit der Schwiegermutter durch, worauf sie ein andres Geschenk erhält. Darauf wird eine dünne Suppe aufgetragen, und alle trinken drei weitere Tassen Wein. Nunmehr kommt das große Ereignis des Tages, das fast heilige „sako“-Trinken des jungen Paares, das eine Art Hochzeitsceremonie zu bilden scheint. Die Brautjungfern bringen den Kessel mit zwei Tüllen und reichen ihn den Neuvermählten. Diese trinken abwechselnd daraus, bis sein Inhalt erschöpft ist, gleichsam ein Symbol der Art, wie sie Freuden und Leiden teilen wollen. Damit ist die Ceremonie zu Ende. Braut, Bräutigam und Verwandte sind in ihren Rollen sehr geübt; jeder weiß so genau, was von ihm erwartet wird, und thut es so mechanisch, daß der ganze Vorgang eintönig wirkt. Nach der Hochzeit lebt die Frau im Hause ihres Schwiegervaters, wenigstens der Regel nach die ersten Monate des Ehelebens. —

Theater.

Deutsches Theater. „Ora et labora“. Ein friesisches Bild in drei Akten von Herman Heijermans. „Das Wunder des heiligen Antonius“. Satirische Legende in zwei Aufzügen von Maeterlinck. — In Heijermans' „Hoffnung auf Segen“ war der handlungsärmste, dritte Akt zugleich der stimmungsfähigste. Draußen heult und rüttelt ein nächtlicher Sturm, und die Fischerfrauen, eine nach der andern, huschen in das ärmliche Zimmer zu Daantjes Mutter, und, ängstlich zusammengelauert um den Tisch, erzählen sie von den Söhnen, den Brüdern, den Gatten. die um erbärmlichen Lohn jetzt draußen mit dem Element kämpfen und von denen, die längst das vorbestimmte Grab in den Fluten gefunden. In der qualenden Vagigkeit ist es ihnen Erleichterung, den Klang anderer Stimmen zu hören. Und in dem Chorus dieser sich ablösenden Stimmen ertönt laut jammernd oder resigniert, abgestumpft durch die Jahre, mit grauer Monotonie das Herz erschütternd, stets dieselbe Klage; alle individuellen Schicksale lösen sich auf und fließen zusammen zu einer großen, schaurigen Sinfonie des allgemeinen Elends.

So auch in „Ora et labora“ („bet und arbeit“), der neuen Dichtung Heijermans! Von einer Handlung mit einzelnen spannenden Momenten, wie sie „Hoffnung auf Segen“ immerhin noch enthielt, ist hier nicht mehr die Rede. Einem friesischen Kleinbauern stirbt die letzte Kuh und nebenher — davon wird kaum gesprochen, denn sie konnte schon lange nicht mehr mit schaffen und war am Tisch der Armut eine lästige Lehrerin — die alte Mutter, auf dem Kanal, der am Häuschen vorbeiführt, bleibt das

durch Treideln mühsam fortbewegte Fahrzeug des Dorfschiffers Hiddes im Eise steden. Der Mann mit seiner Frau und seiner Tochter, deren junges Blut der Arbeit und der Sorge noch in jedem Lebensmut troht, lehren beim Bauern ein. Gelle, der starke gutmütige Bauernsohn, der das hübsche Schiffermädchen schon lange lieb hat, legt sich's zurecht, wie er dem Vater, dessen Hab und Gut versteigert werden soll, und den hungernden Eltern seiner Liebsten über die schwere Not des Winters hinweghelfe. Er geht zur Stadt und läßt sich als Soldat für die Kolonien anwerben. Sechs Jahre, bis er wieder nach Holland zurück darf, muß Sijtsje warten können! Von den zweihundert Gulden, die er als Handgeld erhält, sollen die Eltern hundertfünfzig, der Schiffer fünfzig bekommen. Und diese That rührenden Opfermutes lohnen ihm seine Eltern, indem sie schweißfüchtig darüber hadern, daß er nicht die ganze Summe ihnen geben will, lohnt ihm das trotzige, heißbegehrende Mädchen mit wilber Empörung. Er sei ein Schuft, daß er die Affenjade angezogen, statt rasch die Hochzeit zu betreiben! Sie reißt ihn an sich, sie bittet und beschwört ihn, aber dann, als er ihr sagt, es sei zu spät, flammt wieder zügellos der höhrende Haß der Bekränkten auf. Er mag nur gehen, sie wird schon andre finden und keinen Pfennig soll Vater und Mutter von dem Sündengelde nehmen! So ist der Abschied der beiden. Wie in dem ersten Bilde sieht man Sijtsje und ihre Mutter wieder die schweren Treidelseile des Schiffes ziehen. Schlußend im Uebermaß des Schmerzes sinkt das Mädchen zusammen, und aufgerollt, wie ein gefallenes Kastrier wirft sie sich von neuem in die Seelen. Drinnen aber in der Bauernstube setzen sich die beiden Alten, froh, daß ihnen nun das Ganze bleibt, zu Tisch und bebend birgt der große, starke Junge in der schmutzigen Uniform das Gesicht in den Händen. Vergeblich alles!

Diese kleinen, mit minutiöser Genauigkeit aneinandergereihten Alltagsvorgänge strömen ein Gefühl unendlicher Trostlosigkeit aus. In dem anscheinend so kunstlos einfach gefügten Genrebilde tritt niedererschütternd, wie es selten nur bisher die Bühne gezeigt, das furchtbare Trauerspiel der Armut, die schwerste Tragödie in dem an Tragischem so überreichen Menschenlos hervor. Langsam rollen die Szenen ab und jede folgt dem Drucke etwas zu, bohrt den ägenden Stachel tiefer in uns hinein. Jede Hoffnung, jede Illusion, jeder Anlauf wird vernichtet, auch die Selbstentäußerung schafft und offenbart nur neuen Jammer. Die Armut zerreibt, wie die Leiber, so die Seelen. Leere Kisten, Zwist im Haus — das Wort der Alten steht wie in unsichtbaren Lettern auf der Thür des Hauses: Ein verbittertes Weib, ein jäh auffahrender Mann, der dann und wann im Fusel Vergessenheit des Leidens sucht, beide durch Not ausgedörnt im Herzen und durch Not zu blinder Habgucht gestählt, eine verprügelte schwachfüßige Tochter und eine Großmutter die im Winkel unbeachtet stirbt. Wie lange wird Gelle, der Sohn, in dem ein solcher Schatz von Güte lebt, sich aufrecht erhalten? Als die Bauern und Schiffer beisammen sitzen und sich an dem Weißbrot, das Gelles Freund, der junge, muntere Douwe, generös spendiert hat, gütlich ihm, kommt ihr Gespräch auch auf das Kirchengeschehen und den Herrn Jesus. Ganz schlicht, ohne Pathos und Satire sagt einer da, und man empfindet das als grimme Wahrheit: Was ist ein Kreuzestod, der vierundzwanzig Stunden dauert, gegen unser immer gleiches endlos in der unabsehbaren Reihe der Tage sich erneuerndes Elend? Und diese selben Menschen stimmen dann ein frommes Lied an.

Die vorzügliche Darstellung brachte, wie jede kleinste Nuance, so die Gesamtstimmung mit nirgends versagender Sicherheit zum Ausdruck. Die Krone gebürtige Elise Lehmanns wunderbar echten Sijtsje Hiddes. Die beiden ersten Akte wurden still hingenommen, aber nach dem dritten entlud sich die gesteigerte Erregung in ganz spontanem, außerordentlich starkem Beifall. Brahms dankte im Namen des Verfassers.

Sehr aueregend schloß der Abend mit Maeterlinds satirischer Legende „Das Wunder des heiligen Antonius“ ab. Der Heilige kommt im härenen Gewand vom Himmel, um eine reiche, fromme Dame, über deren Charakter er aber dort oben merkwürdigen wenig orientiert worden zu sein scheint, vom Tode zu erwecken. Das Dienstmädchen, das auf sein Klingeln öffnet, ein einfaches, mitleidiges Ding, plaudert ein Langes und Breites mit ihm, ehe sie sich entschließt, einen der lachenden Erben vom Frühstückstisch zu rufen. St. Antonius freut sich ihres arglos einfältigen Sinnes, da sie, als er seine Absicht kundtut, sich gern und freudig der Schildung unterwirft, obwohl sie dann die zweitausend vom Fräulein ihr vermachten Franke verlieren würde, und er hilft ihr, wie sie ihn antreibt, lächelnd bei der Arbeit. Dann kommen die Herrschaften, sie meinen es natürlich mit einem verrückten Bettler zu thun zu haben. Der stämmige Lakai soll ihn hinauswerfen, doch der Fremde steht wie festgewurzelt im Boden. Der Arzt, der Pfaffe versuchen ihre Kunst an ihm; umsonst. Auf alle Neben hat er nur die eine Antwort: Ich bin gekommen, Fräulein Hortense aufzuwecken. Um den Monomanen in Güte los zu werden, führt man ihn endlich in das Sterbezimmer; und als er hier die Leiche zum drittenmal beschwört, schlägt die Tote wirklich die Augen auf — unter heuchlerischen Freudenbezeugungen der lieben Verwandten. Die ersten Worte aber der Auferweckten sind: Man soll den schmutzigen Bettler aus der Stube schaffen. „Schweig“, ruft der Heilige, und sie verliert die Sprache. Inzwischen ist nach der Polizei geschickt, die den gefährlichen Patron gefesselt abführt.

Nur Virginia, das gute Mädchen, folgt ihm mit einer großen Schirm, um das geweihte Haupt, über dem die den Heiligenschein erglänzen sah, vor dem prasselnden Regen zu schützen. Die Auferweckte fällt wieder tot in ihre Arme. Der Arzt, etwas von Nerventräften murrend, erklärt den Fall als gar nicht wunderbar, und all' die seinen Herrschaften atmen nach der glücklichen Beseitigung der Erbchaftsgefahr erleichtert auf. Das Durcheinander legendärer Märchenhaftigkeit und moderner Alltagsprosa hat auch in der schüchternen Art, wie Maeterlind den Stoff behandelt, noch einen eigenartigen, tragikomischen Reiz und läßt, trotz des Burlesken, den christlichen Grundgedanken des Dichters, die Beherrschung gläubig-einfältiger Armut, klar zum Ausdruck kommen. Trotzdem und obwohl Oskar Sauer den milden Heiligen geradezu vollendet spielte, opponierte am Schluß ein großer Teil des Publikums mit lautem Zischen.

Kleines Theater. „Des Pastors Niele“. Komödie in drei Aufzügen von Erich Schlaifer. — Ueber dies pastorliche Köchinnen-Drama, das schon im Sommer vor zwei Jahren anlässlich der Berliner „Meisterpiele“ durch das Ensemble des Dresdener Hof-Theaters im Schauspielhause zur Aufführung gelangte, ist bereits an dieser Stelle eingehend verhandelt worden. Auch jetzt blieb der Eindruck der gleiche, und so ist kein Anlaß geboten, von dem damals hier festgelegten Urteil auch nur eine Silbe wegzunehmen. Im Gegenteil! Das ganze Stück ist ein Schlogismus, aufgebaut auf lauter Nichtigkeiten. Man ziehe ein Klöppchen aus diesem Verkaufsten und nicht bloß die Komödie, sondern auch der lamentable Pastor misant seiner resoluten Köchin liegen am Boden. Was für ein Jammerlappen ist dieser „Diener des Herrn“! Die eigne Schwester, so eine Art „Fetzen“, wie man in Süddeutschland sagen würde, läßt er gegen sich intrigieren — und weist ihr nicht die Thür. Von einem „Konjul“ nichts-Jagender geistiger Verfassung läßt er sich Verhaltensvorschriften machen und wirft ihn nicht zum Hause hinaus. Mit dem „Herrn Landrat“ läßt er sich drohen — und mühte als Pastor doch wissen, daß wohl das Konsistorium für geistliche Angelegenheiten, schwermüde aber so ein polizeilicher Kreispaßha sein Vorgesetzter ist. Da nimmt's denn nicht wunder, wenn schließlich selbst der Anti-Schnapslerverein der „Guttempler“ seinem eignen Gründer begreiflich macht, „wo der Zimmermann das Loch gelassen“. Dies Malheur wäre dem nationalsocial sich gerierenden Gottesstreiter nimmer begegnet, wenn nicht der „Schulterkonrad Schmidt“ gewesen wäre. Aber gerade dieser z'widere Meister Amieriem, der, wie ich mir damals habe sagen lassen, nach einem Modell gezeichnet sein will, den die maulfertige Niele mit Invektiven traktiert und durch den anscheinend die Socialdemokratie lächerlich gemacht werden sollte, gerade dieser gottverdammte „Schulter“ ist der einzige vernünftige Kerl in dem ganzen Stück. Woran zu sehen, daß aller Socialistenöterei doch immerhin ein Fünkchen unfreiwilliger Komik zu eigen. Die eigentliche Komik des Stückes liegt nun aber gerade darin, daß Schlaifer das bizähen pastorliche Guttemplerei zu einer tragischen Staatsaktion hinaufschraubte. Die preukische Regierung mühte doch an solch einem Geistlichen Wohlgefallen gefunden haben, sollte man meinen. Es wäre denn, daß einige Fusel bremende Kirchspiels-Junker, in ihren Interessen bedroht, sich gegen den Pastor erhoben hätten. Wäre dieser Konflikt aufs Tapet geworfen worden, nun dann hätte ein Vollblutdramatiker, der Schlaifer nicht ist, möglicherweise eine köstliche echte Dorfsomödie geschaffen. — Selbst das temperamentvolle Spiel Hedwig Wangels als Köchin Niele — welch' letztere von der Berlinerin auch nichts weiter als den Jargon benehlt „kudriger Schnauze“ geborgt hat — vermochte nicht die Langweiligkeit in Kurzweil zu verwandeln. Eduard v. Winterstein als Pastor Dabß sowie die übrigen Darsteller bemühten sich ebenfalls mit vergeblichen Kräften um ihren Part. Das Publikum rief zum Schluß den glücklichen Dichter vor die Rampe. — e. k.

Notizen.

- Der Berliner Pressklub wird mit dem Ende dieses Monats geschlossen.
- Agnes Sorma geht nicht, wie kürzlich berichtet wurde, an das Lessing-Theater; sie hat sich vielmehr auf mehrere Jahre für das Neue Theater verpflichtet.
- Wilhelm Weigands Tragödie „Tessa“, das erste Stück eines Dramen-Cyklus „Die Renaissance“, geht am 19. März erstmalig in Karlsruher Hoftheater in Scene.
- Conrad Lindes (Frau Sudermans) vieraktiges Schauspiel „Die faule Marie“ wurde bei der Erstaufführung im Münchener Schauspielhause abgelehnt.
- Im Salon Schulte ist eine neue Ausstellung eröffnet worden, in der u. a. die „Künstlervereinigung Luitpold-Gruppe, München“ kollektiv vertreten ist.
- Verkäufe der letzten Wiener Secessions-Ausstellung. Im ganzen sind zehn Gemälde von Ferdinand Hodler, acht von Cuno Amiet, vier von Axel Gallen, ein Bild von Ludwig v. Hofmann, drei Bilder von Wilhelm Laage, drei von Eduard Munch und fünf von E. N. Weiß in Wiener Privatbesitz übergegangen.